

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 39 (1929)
Heft: 11-12

Artikel: Schule-Leben-Reife
Autor: Hunziker, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788267>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Schlusse teilen wir noch mit, dass die „Erfahrungen im Naturwissenschaftlichen Unterricht“, die seit einiger Zeit der Pädagogischen Zeitschrift beigegeben waren, sich der Schweizerischen Lehrerzeitung als Beilage angeschlossen haben.

Für den Schweizerischen Lehrerverein,

Der Präsident: *J. Kupper.*

Die Sekretärin: *L. Schlumpf.*

Schule — Leben — Reife.¹⁾

Von Fritz Hunziker.

Zwei Bücher, vor Jahresfrist erschienen und in Jahresfrist berühmt geworden, zünden blitzartig in die seelische Haltung deutscher intellektueller Jugend während der furchtbaren Jahre des Weltkriegs. Beide Bücher enthalten Stellen, die jeden, der als Lehrer an einer Mittelschule mit der heutigen Jugend Fühlung besitzt, ergreifen und zum unerbittlichen Nachdenken über diese Schule und diese Jugend zwingen werden.

Auf ein paar Seiten des einen Werkes – es ist Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ – wird die überaus brutale Wandlung dargetan, die zwanzig junge, bis anhin geistig eingestellte Menschen während kurzer, strenger Ausbildung in der Kaserne und während langen, harten und gefährvollen Frontdienstes an sich erfahren. Die Mauer der geistigen Klausur, in der sie befangen waren, wird jäh und ohne jede Schonung gebrochen; Leben sowohl als Tod treten in grauenvollster Realität an sie heran.

Hier – in der Kaserne – müssen sie erkennen, dass ein geputzter Knopf wichtiger ist als vier Bände Schopenhauer, und dass nicht der Geist, sondern die Wichsbürste den Ausschlag gibt. Dort – im Höllentaumel der Front – erleben sie den Bankerott alles dessen, was bisher für sie Autorität und Führerschaft bedeutete: „Sie (ihre Lehrer) – ruft der Verfasser aus – sollten uns Achtzehnjährigen Vermittler und Führer zur Welt des Erwachsenseins werden, zur Welt der Arbeit, der Pflicht, der Kultur und des Fortschrittes, zur Zukunft. Wir verspotteten sie manchmal und spielten ihnen kleine Streiche, aber im Grunde glaubten wir ihnen. Mit dem Begriff der Autorität, dessen Träger sie waren, verband sich in unsern Gedanken grössere Einsicht und menschlicheres Wissen. Doch der erste Tote, den wir sahen, zertrümmerte diese Überzeugung. Wir mussten erkennen, dass unser Alter ehrlicher war als das ihre; sie hatten vor uns nur die Phrase und die Geschicklichkeit voraus. Das erste Trommelfeuer zeigte uns unseren Irrtum, und unter ihm stürzte die Weltanschauung zusammen, die sie uns gelehrt hatten. Während sie noch schrieben und redeten, sahen wir Lazarette und Sterbende, – während sie den Dienst am Staate als das Grösste bezeichneten, wussten wir bereits,

¹⁾ Rede, gehalten anlässlich der Entlassungsfeier 1929 vor den Abiturienten des Kantonalen Gymnasiums in Zürich.

dass die Todesangst stärker ist. Wir wurden darum keine Meuterer, Deserteure und Feiglinge – aber wir unterschieden jetzt und hatten mit einem Male sehen gelernt. Und wir sahen, dass nichts von ihrer Welt übrig blieb. Wir waren plötzlich auf furchtbare Weise allein – und wir mussten allein damit fertig werden.“

Im andern Buche: Ernst Glaesers „Jahrgang 1902“ ersteht das Bild einer frierenden Gymnasialklasse, die an einem grauen Dezembertag des Hungerwinters 1917 das „Gastmahl der Freier“ aus der Odyssee übersetzt. Und während sich die toten griechischen Buchstaben zur höchst lebendigen Vorstellung mastiger Ochsen am Spiess, süssen Zypernweines und saftiger Eberrücken wandeln, entzünden sich die Sinne der armen ausgehungerten Jungen an der üppig prasenden und schmatzenden Vision unter dem blauen Himmel Ithakas, die verlockend in ihr frostiges Schulzimmer hineinleuchtet. Ihre fiebrig und gierig arbeitenden, glutvollen Phantasien durchschneidet eisig die kalte Stimme des Lehrers, der den übersetzenden Schüler tadelt: „ὄτι heisst dass und nicht weil!“ Dieser stockt, der Professor legt es ihm als mangelnde Vorbereitung aus, aber der sonst Schüchterne verteidigt sich: „Doch, ich bin vorbereitet, aber das kann ich nicht übersetzen, ich habe so Hunger!“ „Hunger“ – ist die erstaunte Antwort des Lehrers – „Hunger – was hat das mit dem Pensum zu tun?“

Nun, man mag die beiden Episoden übertrieben schelten, weil sie aus Büchern stammen, die durch besondere Zeit und aussergewöhnliche Umstände bestimmt sind; man mag sie auch, weil auf deutsche Verhältnisse zugeschnitten, für uns Schweizer ablehnen. Immerhin – das drückende Gefühl, allein mit dem Leben fertig werden zu müssen, befällt der Schule entlassene Menschen nicht nur dort, wo dieses Leben, wie im Schützengraben der Ardennenfront, ein todgeweihtes ist, und der Zusammenprall der jahrelang in gleichen Gleisen laufenden Mentalität des Fachlehrers mit dem ganz anders und ununterbrochen im Leben verwurzelten Schüler gehören nicht allein dem deutschen Schulleben und der bedingten Zeit des Weltkrieges zu.

Nein – die beiden Episoden umspielen mit grellen Lichtern jenes Kernproblem, das man – je nachdem – Schule und Leben oder Wissen und Leben nennen mag. Es offenbart sich – in seinen Umrissen naturgemäss scharf gesteigert – hier als Kluft, und zwar als furchtbare, unüberbrückbare Kluft. Das ist keine neue Feststellung, sondern oft und schmerzlich – von Schülern und Lehrern schmerzlich empfundene Tatsache: der allerdings verschieden zu akzentuierende Satz: „vitae, non scholae discimus“ ist ebenso elegant und einschmeichelnd geprägt wie schwer in die Wirklichkeit umzusetzen.

Die stets und stets sich wieder einstellende Bewusstheit dieser Kluft darf jedoch den Blick nicht trüben und das Urteil nicht fälschen. Diese Kluft gehört, sofern man genau und unvoreingenommen zusieht, nun einmal zu den tragischen Bedingtheiten unseres Schulsystems, die nur diejenigen immer wieder übersehen und verwischen,

die im Grunde genommen das wahre Wesen der Schule nicht erfasst haben. Schule an sich ist immer etwas Bedingtes, und bedingt sind ihre Auswirkungsmöglichkeiten. Die Mittelschule insbesondere wird bei allen begrüssenswerten, dahin zielenden Bemühungen, die vorhanden sind und erstrebt werden, die Beziehung zum Leben niemals in Vollkommenheit zu gestalten vermögen – das verlangen, hiesse ihre Kräfte überschätzen und unbillige Anforderungen stellen. Sie kann in dieser Richtung vielleicht Annäherungswerte schaffen, aber auch die nicht unfehlbar und nur durch einzelne mit besonderer Kunst begabte Vertreter. Die wahre und wirkliche Erziehung zur Lebenstüchtigkeit und Lebensbewährung muss während jener Jahre in der Familie geschaffen werden, weil nur dort die mannigfachen Flächen des Lebens sich spiegeln, auf denen diese Tüchtigkeit geformt und an einfachen Maßstäben erprobt werden kann. Derartige Feststellungen untergraben in keiner Weise die Autorität der Schule; aus ihr selber die Grenzen zu ziehen, ist nicht Verrat, sondern Dienst an ihr.

Im Banne solcher Betrachtungen erscheint – alles in allem genommen – der Begriff Reife (wie er den Maturitätsprüfungen zugrunde liegt und kürzlich mit neuen Formungen umschrieben worden ist) in eigentümlich problematischem Licht. Gross und köstlich mag er begreiflicherweise sich denen erweisen, die ihn in mehr oder weniger heissem Bemühen, mit mehr oder weniger Glück und Erfolg errangen und in Bälde schwarz auf weiss greifbar vor sich haben; als gross und köstlich mag er mit Recht auch von denen gewertet werden, die mit einer Fülle von Liebe und Sorge diese Entwicklungsetappe ihrer Söhne betreuten, sie nun glücklich beendet und den Raum für weitere Hoffnungen offen wissen.

Andererseits stellt sich – ohne solchen persönlichen Einschlag gemessen – der Begriff dieser Reife verhältnismässig klein und bescheiden dar. Er gibt sich – von der speziell praktischen Seite gesehen – als Ausweis über ein bestimmtes Mass angeeigneter Kenntnisse auf verschiedenen Wissensgebieten. Ins allgemein philosophische Blickfeld gewendet und etwas paradox formuliert, spricht er dem Inhaber des Reifezeugnisses die Befähigung zur Einsicht zu, dass die so umschriebene Reife nicht Abschluss, sondern Anfang – allererster Anfang sei, und der Wille zu solcher Einsicht und ihre Tatsache sind vielleicht die ersten wirklichen Reifeproben. Nicht die Schule, das Leben erst bringt diesen hier anhebenden Reifeprozess zu vollem Bewusstsein und voller Auswirkung; er misst sich zum guten Teil in der Art, wie der geistige Mensch (und nur von diesem soll hier die Rede sein) das Gut, das ihm Schule und Wissenschaft vermitteln, in steter Wechselwirkung mit dem Leben zum sinngemässen, innerlich befreienden Aufbau des Dasein zu verwenden weiss.

Der Reifeprozess, wie er hier verstanden sein will, setzt dem jungen Menschen von heute, dem Akademiker zumal, früher und stärker zu, als es noch vor kurzen Jahren der Fall sein mochte. Die heutzutage

der Jugend reicher und rascher gewährte Freiheit und Selbständigkeit auf allen möglichen Gebieten machen wertvolle Kräfte sicherlich frei; aber sie stellen auch ungleich schwerere Probleme. Der heutige Student hat, so mancher gesunde und frohe Zug ihm eigen sein mag, kaum mehr viel gemein mit dem fidelen Bruder Studio von Anno dazumal, der sich von so vielen festen, ja wohl allzu festen Lebenswerten umgeben sah und einen guten Teil von Zeit und Kraft darauf verwendete, diesen Werten ein Schnippchen zu schlagen. Wie anders liegen die Dinge heute: sittliche, politische und geistige Normen und Formen sind – vom Kampf der kritischen Meinung umtobt – rissig geworden oder zusammengebrochen. So mancher wiederum aus der Schicht des Mittelstandes, des kräftigsten Nährbodens unseres geistigen Nachwuchses, lehnt sich in Aufwallungen innerer Ehrlichkeit gegen die als Brotkorb verfehnte Fron des reinen Zweckstudiums auf: die wirtschaftliche Not seines Standes duckt ihn und zwingt ihn hinein. So mancher andere, der, geheimstem Sehnen folgend, seiner reinen Göttin der Wissenschaft zu dienen glaubt, ersieht sie von den dunkeln Schleiern zersetzender Krisis unwittert. Und derartigen Zwiespältigkeiten gegenüber soll der junge, geistig sich erst formende Mensch sichere Stellung beziehen, saubere Richtlinien suchen? Jeder dieser unsicher Tastenden (und es sind ihrer nicht wenige) verdient Mitleid, Verständnis und Hilfe: jeder von ihnen ist im Sinne jener deutschen Gymnasiasten im Buche Remarques bis zu einem gewissen Grade „in furchtbarer Weise allein“. Ihn zu verdammen, ist billig und leicht; viel schwerer, ihn zu retten.

Es fehlt nun allerdings seitens der Betroffenen nicht an Versuchen, diesem Zustand zu entrinnen. Eine Frage ist freilich, ob dafür immer die richtigen Mittel eingesetzt werden. Sie bewegen sich, gemachten Erfahrungen zufolge, gewöhnlich nach zwei Hauptrichtungen: das Heil wird in einer gewissen Betäubung gesucht, in einem gierigen Erraffen aller jener Äusserlichkeiten, die nach Ansicht vieler den Begriff Leben ausmachen sollen. Oder aber: die Flucht aus der seelischen Wirrnis erfolgt im entgegengesetzten Sinn einer unverkennbaren Isolierung vom Wirklichen und Realen, verbunden mit einer allerdings nur scheinbaren Sublimierung: man zieht sich in sich selbst zurück und errichtet sich seinen eigenen Tempel, in dem man – im Grunde genommen – sich selber opfert.

Dieser Weg ist aus verschiedenen Gründen der gefährlichere: nicht nur führt er in der Richtung des geringsten Widerstandes, er ist auch von stark egoistischen Motiven bestimmt und ordnet sich vor allem in keiner Weise jenem Reifeprozess ein, der dem jungen Menschen letztes und vornehmstes Ziel sein soll. Denn er führt von den Realitäten des Lebens weg, die mit Schule und Wissen zusammen in gegenseitiger Wechselbeziehung Reife schaffen und formen sollen. Es ist der Weg, der für so und so manchen geistigen Menschen zu einer absoluten Fehlentwicklung geführt und letzten Endes auch über wesentliche Gebiete der Wissenschaft eine ernste Krisis verhängt hat. „Nicht Wissen, sondern Können ist Macht,“ stellt Jakob Bosshart

in seinen „Bausteinen“ fest, aber Wissen wandelt sich zum Können nur, indem es sich am flutenden Leben erprobt und durch diesen gewaltigen Transformator hindurchgeleitet wird.

Anders und glücklich berührt der positive Lösungsversuch junger Akademiker, die in der Verwirklichung des Gedankens studentischer Arbeitskolonien wertvolle Ergänzung geistiger Tätigkeit erstreben in befriedigender fruchtbarer Verbindung mit schönem Dienst an der Volksgemeinschaft und reicher Erkenntnis der Lebensbedingung anders gearteter Volksteile. Um studentische Jugend, die solche Wege findet, ist es wohl nicht so schlimm bestellt, wie gemeinhin gescholten wird. Es sind neue Wege, aber es sind gute Wege im Sinne eines praktischen Idealismus, der unserer Zeit wohl ansteht. Unter den alten Werten, mit denen sie aufräumt, fällt doch wohl auch jene überlebte Prägung des Typus Idealisten, jenes Typus, der von jeder Erdschwere losgelöst, im geistigen Raume schwebt und bei jeder Berührung mit der Materie erschrickt und erschauert. Unsere Zeit braucht ideell gerichtete Menschen, die es lockt, in die harte und kantige, heute wuchtiger denn je anstürmende Lebensmaterie vorzustossen. Das entadelt den Geist nicht, sondern stählt und verdichtet ihn und macht ihn im wahrsten Sinne fruchtbar. Im steten Widerspiel erwahrt sich die geistige Kraft und durchdringt die Materie, und diese wiederum lastet am Geist weist ihm seine Schranken und hindert den geistigen Leerlauf. Und in der sinnigen Erfassung solchen Gegenspiels, in der klaren und klugen Einschätzung der realen Werte um sich und der geistigen Werte in sich und in der Kunst ihrer harmonischen Überbrückung ruht vielleicht das Geheimnis höchster Reife.

Der Achtziger Goethe hat sich darüber zu Eckermann ausgesprochen, in Worten, die von weiser Lebenseinsicht erfüllt und von feinsten menschlicher Demut getragen sind:

„Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äusseren Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen? Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zustandegebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen ausser mir, die dazu das Material boten.“

Was Goethe hier – auf seinen künstlerischen Bezirk bezogen – verkündet, birgt mutatis mutandis im innersten Kern den Sinn: wir reifen nicht, wir werden gereift. Es ist jenes grossartige passive Reifen, das die Gewaltigen im Reiche der Dichtung zu immer neuer

Gestaltung lockte: Wilhelm Meister und Grüner Heinrich sind hehre Zeugen dafür.

Die Menschen werden gereift: die Schule an ihrem Orte kann und will sie nicht reif machen. Sie kann für dieses Ziel bescheidene Voraussetzungen erwirken, und sie kann im Geist der Goetheworte Fähigkeiten und Neigungen wecken und pflegen. Im übrigen aber wird der Mensch reif durch die Schule des Lebens. Nicht wie die Frucht, vom heissen Sommersonnenglanz und mildem Herbstgold wohlig umwärmt – nein, er wird es – zum kleinern Teil von guten Mächten beseligt und erhoben, zum grössern von dunkeln umtobt und erschüttert. Aus solchem Wechsel wächst die starke innere Kraft empor, die das Lebensschiff sicher über Untiefen und Klippen dahinträgt. Dieser bunte, beklemmende und belebende Wechsel, liebe Abiturienten, wird auch Ihnen nicht erspart werden, und er soll es nicht. Wenn aber dereinst Ihre Lebensbahn ins Zeichen des sinkenden Gestirns tritt, dann schlagen Sie den Bogen zurück zu diesem Tag, an dem sich Ihnen der Begriff der Reife zum erstenmal in leichtem, rosigem Schimmer zeigte. Dann stellen Sie Ihrem Gewissen die Frage, ob Sie das schlichte Wort als tiefste Wahrheit und köstlichen innern Besitz erfahren haben, das C. F. Meyer als Dominante über jener wundervollen ersten Skizze seines Hutten leuchten lässt, in welcher der kranke Ritter ins verglimmende Abendrot schaut, während ein Holbeinscher Tod von der Rebe am Bogenfenster eine Goldtraube schneidet – das schlichte Wort: „Reif sein ist alles!“

Das Bedürfnis der Jugendlichen nach Schundliteratur.

Von Hans Zulliger, Ittigen, Bern.

Schon die Tatsache, dass immer wieder von neuem von Eltern und Fachpädagogen gegen die Schundliteratur Sturm gelaufen werden muss, dürfte darauf hinweisen, dass unter den Jugendlichen ein eigentliches Bedürfnis nach Schundliteratur während eines bestimmten Alters vorherrscht. Denn wenn die Leser nicht vorhanden wären, dann würde das Geschäft mit dieser Sorte von Literatur unrentabel, und sie fände von selbst bald ein klägliches Ende. Dass sie trotz aller Präventivmassnahmen offen und heimlich weitergedeiht, zeigt, dass sie eben einer gewissen Entwicklungsstufe der kindlichen Phantasie entspricht.

Im allgemeinen tritt bei den Jugendlichen der Hang, Schundliteratur zu verschlingen, erst mit beginnendem „Entwicklungsalter“ auf, und er verschwindet normalerweise nach vollendeter Pubertät. Viele Menschen überwinden das Bedürfnis nach Sensation, das sie im Alter von 12–18 Jahren an der Schundliteratur sättigen, nicht ganz. Aber mit der (relativen) Verfeinerung ihrer literarischen und moralischen Kulturansprüche befriedigen sie es später, nach Vollendung des Pubertätsalters mit Abenteuerliteratur und Detektivromanen (Abenteuer des Arsène Lupin, Wallace-Romane z. B.),